

Abend-



Zeitung.

Vierunddreißigster Jahrgang.

9.

Donnerstag, am 28. Februar 1850.

### Die Pantoffel des Brahmanen.

Ein Lebensbild aus Indien. Von Theodor Pavie.

Die Schiffer, welche die Küste von Malabar besuchen, kennen den kleinen Hafen von Alexey in den Staaten des Radschah von Travancore; dies ist einer der sehenswerthesten Punkte der indischen Küste. Leppiges Grün begrenzt die zahllosen Kanäle, welche von prächtigen Gondeln befahren werden: ungeheure Speicher, die weithin den Duft der in ihnen aufgehäuften Gewürze verbreiten, wechseln mit leichten Hütten ab. Man hat eine von der Natur wahrhaft verschwenderisch ausgestattete Gegend vor sich; bald glaubt man sich in einem Bazar, bald in einem Walde, bald in einem Lustgarten zu befinden.

Hier nun nimmt den Reisenden kein Gasthaus auf, aber statt dessen ein geräumiges Karavanserai: dies ist ein hölzerner Palast, der ehemalige Wohnort des Radschah. Lange Aileen von Kokospalmen, welche bis an den Hafen reichen, vertreten die Stelle des Gartens; daran stößt ein viereckiger Hof, der von einer dichten Hecke und von hohen Bäumen eingeschlossen ist. Hierhin kommen während des Tages die Kor-

naks mit ihren Elephanten, um durch diese einige Kupfermünzen zu verdienen, sowie die Kranken und Bettler der Gegend.

Wider Erwarten mußte ich in diesem kleinen Palaste zwei Tage verweilen. Ich wollte nämlich mit einem Gheber oder Feueranbeter ein Geschäft abschließen, allein da am Tage meiner Ankunft eine Sonnenfinsterniß eingetreten war, mußte ich länger bleiben. Der Gheber hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und fastete; die Macodes (arabische Kapitäne), welche nicht frei von Furcht waren, schossen mehreremale in die Luft und ließen die Trommel schlagen, um dadurch das Ungethüm zu zwingen, seine Beute fahren zu lassen. Die heißen Sonnenstrahlen verloren ihre versengende Gluth und eine angenehme Kühlung wehte uns an. Ich legte mich auf meine Matte, um ein wenig auszuruhen, da öffnete sich ein naheß Zimmer, und ein bleicher Engländer erschien auf der Schwelle, der, trotz seines unheimlichen Aussehens, den höheren Ständen anzugehören schien. Es lag in seinem Auftreten etwas Geheimnißvolles, das ich zu ergründen beschloß, zumal der Zufall ohnehin alle Geschäfte für diesen Tag unterbrochen hatte. Durch Fragen sammelte ich gleich einige unzu-

sammenhängende Angaben über ihn; endlich theilte mir der einzige Diener, der ihn begleitete, die Hauptereignisse aus dem Leben seines Herrn mit. Was ich gehört, will ich hier wiedergeben:

In einem Dorfe der kleinen Insel Salsette, welche in der Nähe von Bombay liegt und durch ihre unterirdischen Tempel berühmt geworden ist, wohnte ein Brahmane, Nilakantha. Er versah den Dienst bei einer Pagode und lebte von den reichen Spenden der Gläubigen. Zum Unglück für ihn ließen sich in seiner Nähe Missionäre nieder und verleiteten den Getreuen zum Abfall von der angestammten Lehre. Vergebens drohte er mit dem Zorn der Götter; Keinerkehrte um, und er mußte sich endlich zu einem anderen Beruf entschließen. Unter den Beschäftigungen, welche ihm die Geseze seiner Kaste erlaubten, wählte er die eines Schreibers und fand auch bald in dem Bureau eines reichen Babu \*) die Stellung, welche er wünschte. Er siedelte nun mit seinen Göttern nach einem Weiler in der Nähe von Bombay über.

Am Tage war er der bescheidene Schreiber; der Abend sah ihn in seiner Brahmanenwürde. Ganz seinen Gedanken nachhängend, schritt er dann der Wohnung zu, wo eine liebende Hand Alles geordnet, was seinem Stolze schmeicheln und sein Auge erfreuen konnte. Eine Guirlande aus frisch gepflückten Blumen zierte den Eingang und wand sich um die Statue des Ganeza, des Gottes der Weisheit, der auf dem Rumpfe den Kopf des Elephanten trägt. Dort erwartete ihn seine Tochter Rufminie, welche, aufgewachsen in den Vorurtheilen ihrer Kaste, sich unter die höheren Wesen rechnete und alle Pracht der reichen Engländer kaum eines Blickes würdigte; diese waren ja nur elende Kreaturen, die tief unter ihr standen. Am Tage ging sie einfach gekleidet, aber am Abend, wenn sie bei ihrem Vater unter der Vorhalle ihres Hauses war, trug sie die kostbarsten Gewänder. Nilakantha saß in der einfachen Brahmanentracht ihr gegenüber; die Haare hingen wild auf seinen Nacken herab, Arme und Brust waren mit

grauen Aschenstreifen bedeckt. Diese seltsame Tätowirung und die dünne Schnur, das besondere Abzeichen der hohen Kasten, welche kreuzweis auf der rechten Schulter lag, waren die einzige Bekleidung des Oberkörpers; die Beine waren unter den kunstreichen, weiten Falten eines Rockes verborgen, und der feuchte Rücken trug noch die Spuren der Abwaschungen, die ihn von den Sünden des Tages reinigen sollten. In dieser traditionellen Haltung des Hindupriesters überließ sich Nilakantha seinen Gedanken.

Diese einförmige Lebensweise ermüdete weder den Vater, noch langweilte sie die Tochter: sie empfanden durchaus keine Sehnsucht nach den Vergnügungen der großen Stadt. Als Rufminie und ihr Vater eines Abends an ihren gewohnten Plätzen saßen, ritten zwei Europäer durch das Dorf, von denen der Eine zwar noch jung, aber von der Sonne Indiens gebräunt war, der Andere, etwa in gleichem Alter, erst vor sechs Monaten den heimischen Boden verlassen hatte. Muthige Rosse trugen sie unter den herrlichen Alleen hin; da wurde der Jüngere, Sir Edward, auf das Hindu-Paar aufmerksam und zeigte es seinem Freunde Arthur. Beide fesselte die Schönheit der jungen Rufminie. Diese konnte jedoch die Blicke der Männer nicht ertragen und eilte in's Haus. Der muthwillige Arthur ritt nun näher an den alten Brahmanen, der, in seine Träumereien versunken, unbeweglich darsaß, heran, um ihn zum Aufstehen zu bewegen, aber obgleich er ihn heftig anschrie, gelang es ihm nicht. „Dadurch wirst Du ihn aus seinen Grübeleien nicht wecken,“ sagte Edward; „aber, wenn Du ihn durchaus zum Weggehen zwingen willst, so müssen wir es anders anfangen.“

Bei diesen Worte sprang er vom Pferde, nahm die Pantoffel, welche der Brahmane vor die Thür gestellt hatte, und setzte sie ihm auf den Kopf, gerade über die dreifache, rothblaue Linie \*), die seine Stirn zierte. Der Brahmane bewegte sich nicht, aber die Tochter, welche sich in

\*) Der Name, den man in Indien den eingebornen Banquiers und Großhändlern gibt.

\*) Dieses Zeichen heißt Tilak; die Hindus nennen es jeden Tag, nach den Abwaschungen am Morgen und Abend, wenn sie heilige Handlungen vornehmen.

einem Winkel des Hauses versteckt hatte, stieß ein lautes Geschrei aus. Die beiden Reiter entfernten sich schnell, und Edward empfand über seine Handlung Reue. In einer Viertelstunde mischten sie sich unter die Spaziergänger, die sich auf der, Bombay von der Meeresseite begrenzenden Ebene bewegten. Außer den Europäern sieht man hier die Bewohner der entferntesten Provinzen Indiens, welche die unzähligen Schiffe und Fahrzeuge an's Land setzen. Als Edward sich zurückzog, bemerkte er einen Hindu, der beständig seinen Schritten folgte; indeß achtete er nicht weiter darauf und begab sich mit Arthur in eine Ihegesellschaft. Die Zahl der Gäste war groß, und das Gespräch wurde bald sehr lebhaft. Arthur trat zu einer Gruppe, welche sich über die Sitten der Inder unterhielt; er hörte anfangs bloß zu, dann aber, durch die Aufmerksamkeit, mit der man ihm als Neuling begegnete, ermutigt, erzählte er das Abenteuer mit dem Brahmanen.

„Lachen Sie nicht,“ sagte hierauf ein älterer Mann, „der Muthwille war etwas zu stark. Der Europäer, von dem sie reden, hat dem Brahmanen eine Beleidigung zugefügt, die sich durch nichts wieder gut machen läßt. Dieser ist jetzt entehrt, weil ein unreiner Gegenstand seine Stirn besleckt hat; er wird diese Schande nicht überleben . . . und vielleicht dafür Rache nehmen. Die Brahmanen vergeben nie eine Beschämung.“

Arthur stuzte; das Gespräch stockte. Edward sprach, um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, von einem Wachtelhunde, den er so eben aus Europa erhalten und auf der nächsten Jagd versuchen wollte. Man schlug bald Parthien zu Pferd und zu Schiff nach den nächsten Küsten vor, und das Abenteuer war vergessen.

Die beiden Freunde verlebten den Winter sehr angenehm, ohne an den Brahmanen weiter zu denken; aber ein Zufall erinnerte sie an ihn. Edward wollte nach Bengalen reisen, wohin ihn große Elephanten- und Tigerjagden riefen; am Tage vor der Abfahrt hatte er einige Freunde zum Mittagmahl eingeladen. Die Mitternachtsstunde war längst vorüber, die Gäste wollten

sich entfernen — da erscheint ein Kuli (Hindu-Arbeiter) und übergibt Edward ein sauber verpacktes Packet.

„Von wem?“ fragte dieser.

„Maa loum nahin, saheb, ich weiß es nicht, mein Herr,“ antwortete der Kuli, indem er sich verbeugte und ging.

Edward nahm den Umschlag zur Hälfte ab und erkannte die Pantoffeln, die er selbst auf die Stirn des Brahmanen gestellt. Seine Gäste bestürmten ihn mit Fragen über das geheimnißvolle Packet. „Es ist von einem mir bekannten Hindu,“ sagte er, „der mir ein Abschiedsgeschenk schickt!“ — —

Edward hatte sein Gepäck im Voraus abgehen lassen und begab sich an Bord eines Schiffes, das ihn nach dem Festlande bringen sollte. Im Augenblicke, wo er das Ufer verließ, trat ein Hindu aus der Klasse derjenigen, welche man Sanniaffy nennt, an ihn heran; sein Haar hing in Unordnung herab, die Nägel waren lang und krumm, wie Krallen des Geiers, der Körper fast nackt und ganz mit Asche beschmutzt. Auf dem Rücken trug er ein kleines kupfernes Gefäß \*), unter dem Arm das Fell einer Antilope und in der Hand einen aus drei schlangenartig in einander gewundenen Zweigen gebildeten Stab.

Als der Sanniaffy vor Edward stand, sprach er in einem väterlichen Tone, der wenig zu seinem wilden Außern paßte: „Gehe, mein Sohn, gehe, wohin Dich Deine Sehnsucht zieht! Mögen Deine Pfade angenehm sein!“ Edward, der ihn weder zu hören, noch zu sehen schien, gab den Befehl zur Abfahrt, und die Barke flog leicht die Küste entlang hin. Die Matrosen wandten häufig ihre Blicke nach dem Ufer, das sie eben verlassen hatten, und zeigten einander den Sanniaffy, der noch auf derselben Stelle stand und nur als ein schwarzer Punkt auf dem Sande erschien. Als er verschwand, nannten sie einander leise den Namen Nilakantha.

\*) Das kupferne Gefäß dient zu den Waschungen; auf der Antilopenhaut sitzt der Fakir, um nachzudenken, oder legt sich auf sie hin, um zu schlafen; der dreizweigige Stab (Trilunda) ist das Abzeichen des brahmanischen Trias.

Edward erreichte bald das Festland; er hatte noch einen großen Weg zu machen, indessen reiste er langsam, theils wegen der Menge des Gefolges, theils um seine Pferde zu schonen; überdies zog ihn die Annehmlichkeit der Gegend an. Auf diese Weise hatte er schon den größten Theil des Weges zurückgelegt, ohne daß ihm der geringste Unfall begegnet war; aber er sehnte sich nach Reisegesellschaft. Daher waren ihm einige Offiziere, die aus Madras kamen, sehr angenehm. Er kampirte in ihrer Nähe, auf einer schattigen, grünen Ebene. Es entspann sich bald jene vorübergehende Vertraulichkeit, die man auf Reisen findet, und die Zeit verging unter heiteren Gesprächen. Als nun eines Abends Jeder sein Pferd lobte, schlug Edward ein Wettrennen vor und fand Beifall.

Alle Offiziere waren gut beritten; Edward hatte vorzügliche Pferde und besonders ein arabisches Roß, das ihm ein reicher Muselman nur deshalb abgetreten, weil es auf der Stirn einen weißen Halbkreis hatte: dieses Zeichen gilt dem Orientalen als böses Omen. Zwei Sais (persische Stallknechte) mußten das Roß auf der Reise an dem Halfter führen; Edward, der es selbst mit vieler Mühe zugeritten, sah dem Kampstage ungeduldig entgegen, weil er sicher auf den Sieg rechnete.

Man war übereingekommen, den Pferden einige Rasttage zu vergönnen, um sich zu erholen. Endlich war der festgesetzte Tag da; die Zelte standen am Rande der Ebene, Fahnen flatterten in der Luft, und Lanzenräger waren in Zwischenräumen von einander aufgestellt, um die Richtung anzugeben. Eine verfallene, zur Hälfte von Feigenbäumen bedeckte Pagode bildete das Ziel der Rennbahn; hier mußte man umwenden. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Reiter mit Ungestüm auf die Arena. Edward, welcher bald einen Vorsprung gewonnen hatte, merkte, daß sein Pferd, indem es vor der Pagode vorüberging, zitterte; jedoch ließ ihn die große Schnelligkeit die Ursache davon nicht erkennen. Beim zweiten Umlauf sah er in den alten Tempel hinein und erblickte nur eine achtarmige Statue; indeß das Pferd stolperte jetzt an derselben Stelle. Beim Letztenmale verdop-

pelten seine Rivalen ihre Kräfte; Edward wollte nicht bloß der Erste sein, denn dies war er fast, sondern die Anderen um Vieles übertreffen. Als er nun die Pagode passirte, flog ein mit Heftigkeit geworfenes Stück der Statue auf die Stirn des Pferdes; dieses bäumte sich und stürzte.

Der Sieg war verloren; Edward, ganz außer sich, stand schnell auf und eilte in die Pagode; er fand nichts, als die unbewegliche Statue, jedoch nahm er bei genauerem Forschen wahr, daß dem Bilde die Hälfte einer Hand fehlte. Sein theures Roß war unbrauchbar geworden; er selbst hatte sich den Arm verstaucht, und die Offiziere konnten ihn durch Erzählung von ähnlichen Fällen, wo sich arabische Rosse vor den achtarmigen indischen Götzenbildern gefürchtet hätten, wenig erheitern. Von dem Steine, den eine unsichtbare Hand geworfen, wollte er nicht sprechen, weil man ihn für einen Phantasten gehalten hätte.

Am folgenden Tage trat Edward verstimmt die Weiterreise an; hier sah er am Fuße des Hügel, wo der Wettlauf stattgefunden, eine große Anzahl von Eingebornen. Die Schneckenmuschel, deren sich die Hindupriester bedienen, wenn sie die Treuen zu religiösen Ceremonien rufen, ertönte durch den Wald; Alle scharten sich um ein großes Kohlenbecken, durch das von Opium berauschte Fromme mit nackten Füßen gingen. Neben diesem Feuer erhob sich ein Pfahl, von welchem eine Stange im Gleichgewicht hing. Als Edward vorüberging — denn ein solches Fest \*) wird immer am Rande des Weges begangen — zog ein Sanniasy das eine Ende der Stange an sich und hing sich mit einem eisernen Haken, den er sich in die Hüfte getrieben, daran. Auf ein Zeichen, das er selbst gab, hingen sich zehn Menschen an das andere Ende; er drehte sich nun mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit im Kreise herum, legte sich von der rechten Seite auf die linke und theilte Blumen unter die staunende Menge aus. Das Blut floß von ihm in Strömen; als Edward nahe bei ihm war, sah er ihm mit einer triumph-

\*) In Pondischery nennt man diese Feierlichkeit das Fest der Vire-vire.

renden Miene starr in's Gesicht. Jener wandte sein Gesicht ab; der Sanniaffy warf ihm nun den Stengel einer eben aufgeblühten Asklepie mit den Worten zu: „Gehe, mein Sohn, wohin Dich Deine Sehnsucht zieht! Mögen Deine Pfade angenehm sein!“

Bei diesem Ausruf des Sanniaffy schauderte Edward unwillkürlich zusammen, aber bald verwischte der Aufenthalt in Kalkutta den trüben Eindruck. Er wurde hier schnell bekannt und beliebt; als er sich auf dem Gipfel seines Glückes befand, verheirathete er sich trotz der Abmahnungen seiner Freunde, denn er sehnte sich nach Ruhe. Das Mädchen seiner Wahl war eine in Indien geborne Engländerin, welche die Zartheit des Nordens mit der Schönheit des asiatischen Typus vereinte. Edward, der Auguste innig liebte, zog sich mit ihr in eine schöne, am Ufer des Ganges gelegene Wohnung zurück.

Unter allen Vergnügungen, die ihm sein neuer Wohnort darbot, liebte Edward am meisten die Wasserfahrten, und sehr oft fuhr er in seiner Bholia (Gondel) auf dem Ganges umher.

Eines Abends steuerte er nach der Mündung des Ganges; der Mond ging eben am Himmel auf, den die scheidende Sonne mit einem Purpursaume vergoldete. Seine junge Frau, an seinen Arm gelehnt, ließ den Wind mit ihren schwarzen Locken spielen und schaute nachdenklich in das Wasser, welches unter den Rudern aufschäumte. Unter ernstern Gesprächen ging die Zeit hin; dann stand sie auf und lustwandelte mit Edward auf dem Verdeck der Bholia: endlich trat sie an eine große, mit duftenden Blumen gefüllte Vase, nahm den Stengel einer Asklepie, die ihr besonders gefiel, und setzte sich auf das Hintertheil des Schiffes. Dieses glitt langsam dahin; das tiefste Stillschweigen herrschte, welches nur von einem geheimnißvollen Geflüster der Matrosen gestört wurde: Edward wurde aufmerksam, neigte sich über den Rand des Schiffes und sah ein mühsam zusammengeflochtenes Bündel von Binsen, auf welchem ein Hindu unbeweglich saß.

„Was gibt es?“ fragte Auguste.

„Nichts Wichtiges,“ antwortete Edward; „hier ist ein fanatischer Hindu, der sich auf das

Meer begeben, um da sein Leben zu beschließen\*.) Die Ruderer fuhren ihm aus dem Wege, weil es für eine große Sünde gilt, einen solchen Pilger auf seiner Reise zu Brahma zu hindern, denn er ist schon wie ein Opfer geschmückt. Seine Stirn und seine Wangen sind mit dem Schlamm des Ganges bedeckt, welcher den Menschen von seinen Sünden reinigt.“

„Ich will ihn sehen,“ sagte Auguste, indem sie sich erhob. „Armer Greis! Auch ihm war einst das Leben theuer! Er hatte gewiß eine Familie, die ihn liebte! Ich möchte seine Geschichte hören. Glaubst Du, Edward, er könnte so ruhig dem Tode entgegengehen, wenn ihm nicht ein großer Schmerz die Erde verleidet hätte?“

„Ach,“ antwortete Edward, „die Hindu sind Schwärmer, die sich am Morgen zu einer Reise in's Jenseits entschließen, wie wir zu einem Ausfluge auf das Land.“

Zugleich befahl er, munterer zu rudern, und sie verloren bald den Hindu mit dem Binsensbündel aus den Augen; Auguste zog sich in die Kajüte zurück, um ein wenig zu ruhen. Edward blieb indessen auf dem Verdeck, um den Lauf der Bholia zu lenken, bis der Morgen anbrach; dann ging er in die Kajüte, um Auguste zu wecken. Er rief sie, aber statt jeder Antwort schlug sie nur halb die Augen auf und drückte seine Hand. „Was ist Dir? Auguste! Bist Du leidend?“ Als er nun die Mägde vom Verdeck holen wollte, vernahm er eine Stimme, die ihm aus dem Wasser zurief: „Gehe, mein Sohn, wohin Dich Deine Sehnsucht zieht! Mögen Deine Pfade angenehm sein!“

Bei diesen Worten erinnerte er sich des Sanniaffy, der Asklepie, die er ihm mit demselben Spruche aus der Luft zugeworfen. Betäubt stürzte er in die Kajüte und riß Auguste die bereits verwelkte Blume aus den Händen; diese sah ihn traurig an, versuchte zu sprechen und schloß die Augen. „Mar djati! mar djati!

\*) Das Meer, das die Wasser der heiligen Flüsse des Ganges, Godavery u. s. w. ausnimmt, ist den Hindus heilig; manche von ihnen suchen hier den Tod.

Sie stirbt! Sie stirbt!" riefen die weinenden Dienerinnen, und eine derselben warf den verblühten Zweig in die Fluth, welche sich bläulich färbte: ein feines Gift war auf ihn geträufelt worden. Die Bholia fuhr schnell nach der Wohnung Edward's. Der Hindu aber verschwand in der Fluth, um nie mehr zum Vorschein zu kommen.

Einige Tage nachher reiste Edward von Bengalen ab, um sich in die entfernteste Gegend Indiens zurückzuziehen. Da besiel ihn in einem Dorfe das Fieber, und alle Diener bis auf Einen verließen ihn; dieser hatte ihn an die Meeresküste gebracht, in der Hoffnung, die Luft werde seine Leiden lindern. Hier im Karavanserai von Alepey traf ich ihn bleich und abgezehrt, von Kummer und Krankheit gebeugt.

Arthur, welcher Edward damals zu jenem muthwilligen Streich veranlaßt, verließ bald nach der Abreise seines Freundes Bombay und begab sich an die Ufer des Indus, welche wegen ihrer Ungesundheit von den englischen Truppen gesücht werden. Hier litt er heftige Schmerzen, welche die englischen Aerzte einer Leberkrankheit zuschrieben, die Hindu aber für die Folge einer Vergiftung erklärten.

Rukminie, auf die der Schimpf ihres Vaters gefallen war, beschloß ihr Leben in heiligen Büßungen und Kasteiungen. R. d. d. M.

### Musikalische Skizzen aus Constantinopel.

Wohl schwerlich mag in einer zweiten Stadt die Musik einem sorgsam beobachtenden Kunstfreunde ein solches Interesse erregen, als in Constantinopel. Denn in keiner andern Stadt, wenigstens der alten Welt, so viel ich sie auf langjährigen Reisen kennen gelernt, vereinigen sich so viel verschiedene Nationalitäten, als hier. Welch ein Gegensatz aber in den Nationalitäten, vermag derjenige am ehesten zu beachten, der hier auf der Grenzscheide des

Morgen- und Abendlandes längere Zeit verweilt hat. Auf dem Gebiete der Kunst sind es zuvörderst die Nationallieder, welche in ihrer Verschiedenheit über das Gemüthsleben der Völker Aufschluß geben. Sie sind nachhallende Klänge des Urlebens, der Urkräftigkeit eines Volkes. Sie stehen mit der größeren oder geringern Civilisation kaum in Verbindung. Die rohen asiatischen Völkerstämme äußern wenigstens in ihren Liedern und Gesängen bedeutend mehr Gefühl, als manche auf der höchsten Culturstufe stehenden Völker, von denen ich nur die Engländer namhaft zu machen brauche. Während im Abendlande die Volksmusik ein anderes Gepräge trägt, als die Musik der Kunst in engerer Bedeutung, paßt jene im Morgenlande auch überall in der gekünsteltesten Form, sie ist ganz verschmolzen mit dem individuellen Charakter des Volkes. Die Musik unsrer Salons, wie der civilisirten Welt, hat sich dagegen von der Natur entfernt, sie sucht mühsam nach Effekten und Manieren. Der Einfluß des Italieners in der Musik schleicht sich überall ein wie der Einfluß des Franzosen in der Welt der feinen Sitte. Bei einer scheinbaren Männlichkeit, stets prahlend und affectirend, es nie mit den Worten genau meinent, überhaupt wie ein Schauspieler auftretend, süßelt der Italiener wie überall so in seiner Musik. Das ist eben jene Süßlichkeit der Salons geworden, denn sie hat eine übergroße Theilnahme gefunden. Der gute Deutsche sträubt sich dagegen, aber nur, um einige Zeit nachher wieder von Neuem der lockenden Sirene zu folgen. Man hat Italien das Land der Musik genannt, doch mit nicht großem Rechte, man hätte es eher das Land der guten Stimmen heißen sollen. Wenn der Deutsche, auf seine großen Meister stolz, jenes nicht einräumt, so mußte er doch dieses zugeben, denn in der höchsten Klippenstadt der Abruzzen, wie in den üppigsten Thälern Siciliens, würde er überall Stimmen, überall Gesang finden.

Ich werde, um meinen Landsleuten daheim Antheil an den Musikzuständen Stambuls abzugewinnen, von den Nationalitäten ausgehend, eine kurze Uebersicht auch über die

Opern-, Kirchen-, Salon-, Concert- und Militärmusik geben, indem ich wünsche, daß sie Mängel der Darstellung mit dem hofentlich sie fesselnden Stoffe gütigst in den Kauf nehmen werden.

Zuvörderst ist es der Eingeborene, der prunksüchtige, ernste aber faule Türke, der sich von Nichts so leicht hinreißen läßt, als von Musik, die übrigens noch so einfach sein kann. Schon ein gleichartiges Takt schlagen, ein Klappern, begleitet von einer Pfeife, ist im Stande, ihn zu entzücken. Was noch mehr, je länger dieses eintönige Spiel anhält, desto mehr werden seine Sinne in Seligkeit gewiegt. Eine Schale Kaffee wird nach der andern geschlürft, eine Pfeife Tabak folgt der andern. Sind es Zigeunerinnen, welche durch die Gewalt ihrer schönen Augen den Rechtgläubigen mit dem Spiel der Tambourins und ihrem einförmigen Gesang, bei welchem sie fortwährend: „Aman, Aman“ rufen oder mit obscönen Harems und Caragös-Liedern zu gewinnen wissen: dann verwandeln sich seine ernsten, finsternen Züge, seine heitere Laune kennt keine Zügel mehr, denn das irdische Paradies ist nahe getreten und er spendet beträchtliche Belohnungen. Unter den gigantischen Schatten hundertjähriger Cypressen und Platanen wird ein wandernder Divan aufgeschlagen. Dem Osmanen gegenüber sitzen die Gruppen jener leichtfertigen Schönen, die abwechselnd durch Tanz und Lieder die Stunde vertreiben. Bald wogt eine größere Menge von Zuhörern heran. Der Genuß wird ausgesucht: der reichere Türke, der Pascha bemüht sich nun eine Art Orchester von armenischen Spielleuten zu verschaffen. Da entsteht so Etwas von einer Kapelle, zusammengesetzt aus Violine, Schlagzither, Flöte, Tambourin oder Pauke. Die Violine in dem Originalzustande einer Nürnberger Kindergeige wird jetzt unbarmherzig gekrazt und die Sänger, ein Piano schmöde verachtend, schreien, daß auch die Nachbarn des asiatischen Bosphorus etwas von ihren Stimmen genießen. Diese herzerreißende Musik, wovon sich der Europäer so wegwünscht, ist gleichwohl ganz Charakter des Türken. Ueberall ist sie eingeführt und dagegen

wird ein italienisches Recitativ, eine Romanze kopfschüttelnd verworfen. Man hält dies für kauderwelsch; wohl aber gefällt ein gesunder Chor; vor Allem aber die Lanner- und Strauß-Polka's, wie überhaupt die deutsche Drehorgelmusik. Wenn auf diese Weise der Geschmack des Türken auf einer niedrigen Stufe steht, so ist es auf der andern Seite zu verwundern, mit welchem Gefühl er ein einstimmiges Nationallied singt, ja wahrhaft ergreifend ist das Gebetrufen vom Minaret, welches der Imán gewöhnlich mit sehr guter Stimme und mit vollem Anstande singt. Ebenso eigenthümlich sind die improvisirten Koranstellen der Bettler, zumeist Nachkommen des Propheten, welche im Einklange, in Gruppen sitzend und zu Hören geordnet, auf den öffentlichen Plätzen diesen Gesang anstimmen und damit so ein Duzend Stunden anhalten. Der Kreis von Zuhörern, der sich um diese gleichsam zu Heiligen Erhobenen bildet, wechselt von Stunde zu Stunde.

Der Armenier ist zwar im Allgemeinen in der Bildung dem Türken voran. Er beachtet und besucht die Oper. Aber in seinen Liedern, seinem Gesange steht er auf keiner höheren Stufe. Es gehört zu einer Strafe, den Gesang eines Armeniers anhören zu müssen. Es ist ein ewiges Trillern, ein Wimmern, ein näselndes Jodeln, vergleichbar dem Gebrüll eines ungezogenen Buben, oder wenn Jemand beim Mundausspülen mit dem Wasser allerhand Späße macht. Aber nicht nur die Kehle dieser lächerlichen Sänger ergeht sich in solche Irrwege, sondern die ganze Physiognomie erleidet eine ähnliche, entsprechende Verzerrung. Die lächerlichste Miene wechselt mit dem männlichsten Ernste, dieser wieder macht fragenhaften Zukunftsplatz und so geht es fort bis zu höchst unanständigen Körperbewegungen, wogegen der berühmte französische Cankán noch Grazie wäre, je zu dem Texte passend. Auffallend ist es, daß gerade ein solcher zotiger Gesang bei den türkischen Damen große Theilnahme findet, welche weit entfernt sind, über das schlüpfrige Beiwerk zu erröthen. Hiergegen machen Lokallieder, von armenischen Frauen vorgetragen,

einen eignen Contrast, ja sie hören sich artig an, nur stört das Klöpfchen, welches sie in der Kehle zu haben scheinen und von dem sie erst operirt werden müßten, ehe man ihre Gesänge, in den meisten Fällen Liebeslieder, verdauen könnte. Den höchsten Grad von Abgeschmacktheit erreicht der Gesang der armenischen Bauern. Haben sie, etwa nach glücklich überstandener Seereise ihr Vaterland wieder erreicht, so ergehen sie sich in ein wüthendes Singen, wobei mit den Füßen gestampft wird, während sie mit den Händen um sich schlagen. Wie ein Wahnsinniger, der ein sinnloses Geschrei ausstößt, welches in seiner endlosen Einförmigkeit Gesunde wieder zum Wahnsinn bringt, so wüthen sie durcheinander, sich gegenseitig den Schweiß von der Stirne wischend.

Fast noch abscheulicher, als solch ein Gesang der Armenier, ist nun jener der Griechen, einer Nation, bei welcher ich von allen andern am wenigsten Gabe zur Musik gefunden habe. Durch die Unzahl von Festtagen, deren der Grieche jährlich über hundert zählt, ist er an ein dolce far niente gewöhnt. Dies wird nun durch Gesang und Tanz festlich begangen. Sein Gesang wird durch Spiritus, durch duzendweis genossene Rakis (Gläser Branntweins) in buchstäblicher Auslegung des Wortes spirituell, und wenn er auf solche Art sein Gemüth in Harnisch gebracht hat, durchzieht er in Gemeinschaft guter Freunde die Gassen. Nun entsteht ein frivoler Gesang, eine Ohrenpein, welchen selbst die Straßenhunde heulend verschmähen. Zu diesem ungebührlichen Geschrei wird ein Tanz, in welchem Gewandtheit genug liegt, eröffnet, von dem die Frauen jedoch stets ausgeschlossen sind. Bewunderungswürdig ist die Gelenkigkeit dieser Freifüßler. Ist der lange, für mich jedenfalls zu lange Gesang, vorbei, so wird in einer Zwischenpause meistens von dem ältesten Griechen ein Solo gesungen, worin er den Zustand seiner früheren Unterjochung mit der jetzt errungenen Freiheit vergleicht. Man könnte diesen Gesang nicht unpassend ein freies Recitativ nennen, wobei die Fermaten bis in alle Ewigkeit gehalten werden. Singen die Griechen ihre Volkslieder im Chore und im

Einflang, so hört sich dies in einer bescheidenen Entfernung leidlich an, namentlich von muthigen Fahrern auf der See, oder von einsamen Hirten auf den Bergen. Niedlich sind mir die griechischen Schlummerlieder, womit die Frauen ihre Kleinen einwiegen, erschienen. Sie sind hierzu so geeignet, daß selbst Erwachsene bei Anhörung derselben in einen ambrosischen Schlaf zu verfallen geneigt werden. Wie gern dagegen die Griechen Musik und Gesang hören, beweist, daß sie zu den allereinfachsten Tönen aus ihren Hütten hervorkommen und durch Beifallklatschen die dankbarsten Zuhörer abgeben. Volksthümlich sind die griechischen Klagelieder bei öffentlichen Begräbnissen. Zu solchem Zwecke eigens gedungene Weiber und Männer beginnen, sobald der Verstorbene in die Gruft hinabgesenkt ist, ihre Lamento's, ähnlich einem durchdringenden anhaltenden Weinen, worin in herzerreißenden Mollklängen die Tugenden des Verbliebenen gerühmt und seine Leiden geschildert werden. Je nach der Anzahl der Lieder oder Psalmen, welche abgesungen werden, steigert sich die Leidenschaftlichkeit der Klagenden, bis sie endlich, sich das Haar ausraufend und das Gewand zerreißend, auf die Gruft niederfallen und den Feinden des Verstorbenen ewige Blindheit wünschen, daß sie im Paradiese in steter Knechtschaft seufzen möchten. Endlich, durch den langanhaltenden Trauergesang geschwächt, verlassen beide, Sänger und Trauernde, aber sichtlich getröstet, den Ort, der heute noch das traurigste Bild des Erdenlebens, morgen oft schon durch eine muntere Gesellschaft in einen Garten, in einen fröhlichen Aufenthalt verwandelt scheint. Heitere Familien feiern vielleicht ein Nachfest von Hochzeiten? Doch nein, man feiert den Verstorbenen mit ausgelassenem Tanze unter Begleitung der Derwischtrommel, des Dudelsacks und der Zither auf seinem Grabe. Diese Gebräuche, die sich von Zeit zu Zeit wiederholen, haben sich von alter Zeit in allen Theilen Griechenlands erhalten. Während indessen der Sinn für die übrigen Künste auf eine äußerst niedere Stufe geistiger Bildung herabgesunken ist, darf man den Griechen die Neigung zur Musik dennoch nicht absprechen.

Er liebt das Theater, hört jede Militärmusik gern und ist besonders für den Männerchor.

(Fortsetzung folgt.)

## B o u h e r.

Ich habe mich immer recht in die Seele hinein geärgert, wenn ich das Wort hören muß: „Man hört in unseren Tagen nichts Gutes mehr!“ Da sollte man doch wahrlich denken, unsere Zeit sei die Allerschlechteste seit Adams Tagen, und die Menschen seien allesammt Spitzbuben, Unmenschen und Hallunken. Ich sag's Jedem in's Gesicht, es ist nicht wahr, wenn's auch Schufte genug gibt. Eine schlechte That wird überall erzählt, aber wenn 'mal eine gute geschieht, schweigt man davon. Die guten Menschen legen sich damit nicht an den Laden und lassen's nicht austrumpfen, wie es die Pharisäer machten.

Darum will ich auch nicht still schweigen, wenn ich eine gute That hier oder dort höre, und will 'mal gleich wieder eine erzählen, die noch nicht alt ist.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große, öffentliche Gartenanlage, voll herrlicher Bäume, und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und Jung und Alt, Bornehm und Gering freuten sich dort ihres Lebens, und kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist.

So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgelmänner, Harfenmädchen, die sich ihre Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er

spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur 'mal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, sadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkfettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nöthig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die übrigen zwei bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Länze.

Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmenge, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Gußsteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergehen wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete.

Als endlich Alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug,

setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirne in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht weiter.

Der Herr aber, der dort neben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war, als ob die Thränen wie siedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er hinzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!“

Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger fragte so übel. Er stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt Ihr das Geld, und ich spiele!“ Der fing denn nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilirten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leid's aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden. Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; Jedermann sah's: der Herr geigte für den Armen; aber Niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, Jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem's die Leute hatten und je nachdem das Herz war. Der Budel knurrte. War's Plaisir oder Aerger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!“ riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!“ — Der Alte that's, und, richtig! er

mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz den Kaiser!“ über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Destreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemein wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schooß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl, es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine große Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte; laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!“

Der Herr hielt seinen Hut hin, und auf's Neue flogen die Geldstücke in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!“

„Hoch! hoch! hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne Du's ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Noth enthoben war, und der Andere war Boucher. —

## P. P. Proudhon,

der radicale Socialist.

(Fortsetzung.)

Er hat Dogmen, Voraussetzungen, die er als Grundlagen des neuen gesellschaftlichen Ge-

bäudes in den alten Boden senkt, noch ehe er das alte Gebäude untersucht hat; er stellt Behauptungen auf, welche die Unmöglichkeit des Eigenthums darthun sollen, die er aber nur dadurch rechtfertigen kann, daß er auf die Voraussetzungen zurückgeht, von denen die Vertheidiger des Eigenthums bei ihren Behauptungen zu Gunsten des Eigenthums ausgehn. In demselben Augenblick, wo er die Gesetzbücher und Vertheidiger des Eigenthums mit ihren eignen Worten schlägt, beruft er sich auf sie, um seinen Voraussetzungen der Freiheit, Gleichheit, des Rechts und der Gerechtigkeit durch Autoritäten auf die Beine zu helfen, und während er seinen Spott über die Rechtsgelehrten, Oekonomisten und Philosophen ausgießt, weil diese aus ihren Behauptungen die Consequenzen nicht ziehen können, vergißt er selbst aus seinen eignen Behauptungen die Consequenzen zu ziehn. Am Klarsten wird uns aber die Art und Weise seiner Kritik da, wo er die Gründe der bestehenden Noth, Unfreiheit und Ungleichheit untersucht. Die Armuth erklärt er aus dem Reichthum, die Noth und das Elend aus dem Eigenthum: aber er untersucht nun gar nicht weiter die Noth und das Elend, das nicht bloß unter den arbeitenden Classen der Gesellschaft, unter den Proletariern anzutreffen ist, sondern er stellt die Noth und das Elend, und folglich das Bedürfniß, dieser Noth und diesem Elend abzuhelpen, als höchste absolute Kategorien auf. Die Noth, das nothwendige Bedürfniß führt ihn auf die Arbeit, die jedoch nur dazu da ist, damit Jeder seine und der Gesellschaft nothwendige Bedürfnisse befriedigen kann. So verbirgt sich ihm die Thatsache, daß der Reiche, der Müßiggänger, der Eigenthümer in seinem Schloß, auf seinen Geldsäcken gleichfalls Noth leidet und elend ist, daß er durch seine Ausschließlichkeit, seinen Egoismus, seine Tyrannei gegen die Untergebenen unglücklich ist und in seinem Elend eben so große Bedürfnisse hat, wie der Arme. Damit nun den Bedürfnissen der Nothleidenden und Elenden abgeholfen werde, muß die Menschheit eine allgemeine Bergesellschaft bilden, in der Jeder ein Arbeiter ist. Der sociale Arbeiter verrichtet seine Arbeit nicht für sich allein,

er arbeitet nicht isolirt, atomistisch, sondern für die Gesellschaft, gemeinsam, als ein Collectivwesen. Das Talent, die größere Geschicklichkeit und Bildung verdankt der Mensch der Gesellschaft: das Talent ist eine Collectivkraft, welche die ganze Gesellschaft erzeugt hat und die daher der ganzen Gesellschaft zu Gute kommen muß. Hier scheint Proudhon auf dem rechten Wege zu sein: aber er verläßt ihn sogleich wieder, um eine verkehrte Richtung einzuschlagen. Die Fähigkeit des Einzelnen ist ihm eine Maschine, die eine bestimmte Quantität produciren muß, wofür sie bezahlt wird. Die Arbeit dieser Maschine ist das Höchste, und sie muß es auch sein, weil die Gesellschaft nur nach commercialen Ideen geordnet ist. Hört die Maschine auf zu arbeiten: so ist sie gänzlich unbrauchbar: so hört sie auf zu existiren; daher muß der Arbeiter die ihm zuertheilte Arbeit regelmäßig vollenden, um leben zu können: denn er wird mit dem Product seiner Arbeit salarirt, und auf dieses Product hat die Gesellschaft wieder ein hypothekarisches Recht, so daß der Arbeiter nur ein Bruchtheil erhält, dessen Nenner der Zahl der Gesellschafts-Individuen gleich ist. Die Gleichheit der Saläre erhält sich also durch einen ewigen Austausch der Producte. Dadurch wird der Charakter der gemeinsamen gesellschaftlichen Arbeit gänzlich zerstört: denn wenn die Arbeiter nur zu dem Zwecke arbeiten, um die Produkte ihrer Arbeit gegenseitig auszutauschen und sich untereinander gleichmäßig zu besolden: so arbeiten sie nur wie Maschinen immer eine bestimmte Quantität, die gerade so groß ist, daß ihr und aller Lebensbedürfniß befriedigt werden kann.

Weil nun aber die Fähigkeiten und Kräfte der Arbeiter sehr verschieden sind, und ein kräftiger und talentvoller Arbeiter in einer Stunde zehnmal mehr leisten kann, als ein schwächerer und ungeschickter, muß die Arbeit, die erst etwas Gemeinsames, eine gesellschaftliche Collectiv-Arbeit war, beschränkt werden, so daß der kräftige und talentvolle Arbeiter zur Strafe für seine Kraft und sein Talent plötzlich isolirt dasteht. Denn damit Alle in der Proudhon'schen Arbeiter-Gesellschaft gleich viel arbeiten und produciren können, muß nothwendig die

Kraft- und Talentlosigkeit des schlechtesten Arbeiters für die Vertheilung der Arbeit zum Maßstab genommen werden; je mehr Kraft, Talent und Geschicklichkeit also ein Arbeiter besitzt, je flinker er arbeitet, je schneller ihm die Arbeit von Statten geht, desto mehr muß er mit dem unnöthigen Ueberfluß seiner Kraft und seines Talents sich vereinzeln: denn die Gesellschaft kümmert sich gar nicht um das, was er außer der socialen Arbeit producirt, das ist ihr eben so gleichgiltig, wie die Verschiedenheit der Stimmen und Haare. Das Talent und die Kraft des Arbeiters ist also seine Privatsache, die er aber nicht gebrauchen kann. In der Gesellschaft, wo es nichts Privates, kein Eigenthum, keinen Privatbesitz geben soll, gibt es also doch dergleichen. Welche Noth, welches Elend, in dieser Arbeiter-Gesellschaft mehr Kraft und Talent zu haben, als der impotenteste Dummkopf, dessen Dummheit und Impotenz maßgebend ist für die ganze Gesellschaft! Welches brennende Bedürfniß, diese Privatkraft, dieses Privattalent, das in dem socialen Utopien ungenutzt versauern muß, im Sonnenschein des Lebens ungehemmt zu entfalten und sich der süßen Lust des Schaffens ungestört zu erfreuen! Welche Armuth einer Gesellschaft, die zu reich an Arbeitskräften ist, als daß sie meiner überzähligen Kraft, meines Extra-Talents bedürfte! Welche schändliche Ausschließlichkeit, die mich deshalb auf das Lotterbett wirft, weil ich strotze an Kräften und Talenten! Welche barbarische unmenschliche Gesellschaft, die mein Talent ebensowenig kümmert, wie mein Haarwuchs, meine Stimme! Meine Privatarbeit ist eine *res extra commercium*: ich kann sie nicht gegen sociale Productionen austauschen, sie ist eine Ausnahme und darf sich nur mit andern Ausnahmen, mit andern Privatarbeiten messen.

Proudhon hat die Kategorie des nothwendigen Bedürfnisses zu einer absoluten erhoben; daher fragt er bei allen Dingen zuerst, ob sie denn auch nothwendige Bedürfnisse seien. Die Gesellschaft kann die Wissenschaft, die Künste, ja sogar die Prosa, die Sprache des gewöhnlichen Lebens, überhaupt die Sprache entbehren — in der Arbeiter-Gesellschaft kann man also

im Nothfall ganz stillschweigen — denn weder die Wissenschaft, noch die Künste sind dem Arbeiter, der Maschine, die eben nur producirt, Bedürfnisse. Zwar meint Proudhon, die Gesellschaft erzeuge das Genie, die Intelligenz, das Talent: aber er widerlegt sich selbst, wenn er sagt, der Ueberlegenheit des Talents sei sie spinnefeind. Proudhon hat wahrlich eine armselige Vorstellung vom Talent, wenn er nichts weiter zu sagen weiß, als daß es eine geistige Ueberlegenheit sei. Wie nun die Gesellschaft die unbeschränkte gesellschaftliche Arbeit einerseits dadurch beschränkt, daß sie alle Arbeit über einen Leisten, und zwar den allerkleinsten schlägt, den sich jeder Arbeiter bei seinem Tagewerk zum Modell nehmen muß, andererseits aber die Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Arbeit dadurch zerstört, daß sie die fleißigen und talentvollen Arbeiter von der gemeinsamen Arbeit hinwegjagt, sobald sie zu viel arbeiten: ebenso beschränkt und controlirt sie das Talent. Das Talent hat Bedürfnisse, es muß leben: das ist für Proudhon der Faden, der es mit der Gesellschaft verknüpft. Den Bedürfnissen wird durch *Salaire* abgeholfen: das Talent wird besoldet, aber nach welchem Maßstab? Nach der Zeit, der Arbeit und den Auslagen, die seine Productionen gekostet haben. Proudhon fühlt, daß dieses Maß ein wahrer Hohn ist auf den Gegenstand, den es messen soll: aber er tröstet sich, indem er sagt, den eigentlichen Lohn könne das Talent nur von den Enthusiasten empfangen, den Gelehrten, den Künstler, den Autor könne die Gesellschaft nur wie jeden andern Arbeiter bezahlen, ja sie sei es sich selber schuldig, gegen die Ueberlegenheit des Talents Schutz-Maßregeln zu treffen, und diesen Zweck erreiche sie am Besten durch die Gleichheit der Besoldungen.

Die Leistungen der Wissenschaften, der Künste, des Talents sind überhaupt lauter Extra-Productionen, wie die jener unglücklichen Arbeiter, welche Natur und Gesellschaft mit Kraft und Geschicklichkeit gestraft hat: als solche überflüssige Leistungen können sie von den Einzelnen und von der Gesellschaft zurückgewiesen werden: denn der Austausch der Producte ist ein freier gesellschaftlicher Act und das Talent darf seine

Ueberlegenheit nicht mißbrauchen, um den Arbeitern seine Erzeugnisse aufzuzwingen. Proudhon freilich bemerkt nicht, welchen Mißbrauch er selbst mit den Begriffen der Freiheit und Gleichheit treibt. Er, der selbst sagt, das Talent sei eine Schöpfung, eine Collectivkraft der Gesellschaft, stellt die Gesellschaft dem Talent feindselig entgegen, gibt ihr die Mittel an, durch die sie sich gegen die Ueberlegenheit des Talents schützen müsse, ertheilt ihr das Recht, die Erzeugnisse des Geistes von ihrem Handel auszuschließen und wirft endlich dem Künstler, dem Autor einen Lohn vor die Füße, den er nach den Kosten der täglichen Maschinen-Production berechnet hat. Damit glaubt er eine völlige Gleichheit in der Gesellschaft hergestellt zu haben: aber wie groß ist seine Täuschung! Er, der das nothwendige Bedürfnis als etwas Absolutes aufstellt, bedenkt nicht, daß dieses nothwendige Bedürfnis morgen schon ein anderes ist als heute, daß, sobald die nothwendigen Bedürfnisse allenthalben leicht und regelmäßig befriedigt werden, neue, „nothwendige Bedürfnisse“ entstehen, z. B. das Bedürfnis des privaten Besitzes und Eigenthums, der socialen Ungleichheit u. s. w. Sollte Jemand so unbillig sein, von mir den Beweis zu verlangen, daß nach einem kurzen Bestehen der Proudhon'schen Arbeiter-Gesellschaft derartige „nothwendige Bedürfnisse“ laut werden? Aber ich werde diesen Beweis nicht führen, ich will nicht unnöthige Zeit und Papier vergeuden: ich verweise den, der so Unbilliges verlangt, auf den Zustand der bestehenden Gesellschaft, aus dem er lernen mag, daß die egoistische Befriedigung des materiellen Bedürfnisses auch jetzt schon höchstes, absolutes Ziel der Gesellschaft ist; daß der Arbeiter, der Proletarier, so wie er ist, auch jetzt schon als Maschine arbeitet und nur für sich sorgt, daß er also nicht deshalb, weil er regelmäßig arbeiten und seine Bedürfnisse befriedigen kann, seinen Egoismus ablegen wird; daß überhaupt das Utopien, welches Proudhon den Proletariern vorzaubert, nach derselben Kategorie des Bedürfnisses organisiert ist, wie die bestehende bürgerliche Gesellschaft, für welche Hegel die richtige Bezeichnung fand, als er sie ein „System der Bedürfnisse“ nannte.

In dem ersten Theil der Proudhon'schen Schrift, den ich bisher dargestellt habe, ist der innere Gang der Untersuchung über das Recht des Eigenthums immer noch ein geregelter zu nennen, weil hier der Proudhon'schen Kritik eine enggeschlossene Reihe von Begriffen, die sie dialektisch entwickelt, von Fragen, die sie löst, von Vorstellungen, die sie zurückweist, entgegnet.

(Schluß folgt.)

### **Herrschsucht, Volksverdummung, Zerstörung des geistigen Lebens und innern Adels der Menschheit durch Priester-Tyrannie.**

1) Nichts in der Welt ist schlimmer, als das das Zeug, nämlich die Pfaffen und Mönche. Alle Geistliche, in welcher Religion es auch sein mag, sind ambitieux und wollen alle Zeit regieren; das gibt ihnen der Teufel ein.  
Elisabeth Charlotte von Orleans 1719.

2) Keller sagte von seinen Amtsgenossen: „Wollte man sie ausschneiden — vom Conistorialrath bis zum Dorfpfarrer, in jedem steckt ein kleiner Papst.“

3) Die Kirche will herrschen und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen.  
Goethe bei Eckermann.

4) Lebenslang blieb der Gläubige unter der Zucht der Kirche unmündig.  
Herder. Ideen B. XIX. 1.

5) Unwissenheit ist die festeste Stütze des Despotismus: durch sie wird aus dem freigebornen Menschen ein Knecht. Napoleon.

6) Der Religions- und Systems-Despotismus ist der fürchterlichste von allen.

Lichtenberg.

7) Militärdespotismus unterdrückt hochherzige Gesinnungen; Priestertyrannei erstickt sie.

Napoleon.

8) Nichts würdigt eine Nation mehr herab, als religiöser Despotismus.

Napoleon.

9) Aus jenen schönen Stirnen keimt  
Nie ein Gedank' empor;  
Auf jede hat ein Brett geleimt  
Der schänd'ge Pfaffenchor.

Aus Blaten's Gedichte: „In Palermo.“

10) P. Alexander VI. sah die Religion ganz nur als ein Mittel, die Menschheit zu verdummen und durch Verdummung zu beherrschen und auszubeuten, an. Daher sagte er, jede Religion sei gut, die dummste aber die beste.

11) „O wie viel Geld hat uns die Fabel von Jesus Christus eingebracht!“ sagte P. Leo X. beim Anblick des Ablassgeldes.

12) Die Herrschsucht der römischen Curie hat Zwietracht in dem Schooße der Familien erzeugt, sie hat den Haß gesteigert und zwischen den Völkern eine Scheidemauer errichtet, wodurch die Bewegungen des menschlichen Geistes aufgehalten und die Wahrheit in Bande gelegt worden ist. Aus einem Schreiben des französischen Bischofs

H. Gregoire.

13) Wären die Priester, was sie zu sein vorgeben, die Lehrer und Repräsentanten der wahren Religion, die intellectuellen Inhaber und praktischen Handhaber ihrer Ideen und Prinzipien, so könnten sie den allergegründetsten Anspruch auf Herrschaft, und das auf alleinige und absolute, machen. Denn dann wären sie der weiseste, gebildetste, edelste und beste Theil der Menschheit, dessen unbedingtes Uebergewicht nur im höchsten Grade wünschenswerth und

segensreich sein könnte. Leider aber sind sie statt dessen nur das reinste Gegentheil, daher schon das geringste Maß von Herrschaft und Einfluß, das ihnen eingeräumt wird, ein Zuviel ist und nur heillos und verderblich zu wirken vermag.

### Despotie — Unsitlichkeit.

Derjenige „Wühler,“ welcher das Behagen an den gegenwärtigen Zuständen am wirksamsten untergräbt, ist — der Zweifel an ihrer Stetigkeit. Je mehr und schärfer ins Leben schneidende Rettungen — um so bangere Ahnungen, um so tieferes Mißtrauen; und wo man — im conservativen Lager — eine zuversichtliche Sprache führen hört, kann man versichert sein, daß damit nur eine innerlich klappernde Angst übertäubt werden soll.

„Das Unsitliche ist auch unsicher,“ sagte unlängst der große Cobden, und in dieser Wahrheit liegt die Nemesis, welche den Verrath nicht zum Genuß seines Verbrechens kommen läßt und die Feigheit mit gleicher Ruthe, wie den Verrath, züchtigt.

Das Unsitliche, indem es seine Unsicherheit erkennt und daran leidet, läßt darum auch Andere nicht in Ruhe, und obwohl Feind der Bewegung, weil diese die Freiheit gebiert, beschwört es doch, seinem Verhängniß folgend, die Stürme herauf, von welchen es zerschmettert wird.

Die Unsitlichkeit, in einem Staate zur Herrschaft gekommen, begnügt sich nicht, die öffentlichen Zustände allmählig in Fäulniß zu bringen! ihre Unruhe, der Zweifel an ihrer Stetigkeit, der Gewissensbiß nöthigt sie zu Gewaltthaten, welche den faulen Sumpf der Gesellschaft aufrühren und die stinkende Tiefe bloß legen; sie reizt unaufhörlich und erhält dadurch die Geister frisch und lebendig; sie ist unduldsam und mehrt dadurch ihre Feinde.

Aber die unsittliche Staatsgewalt steht nicht bloß in dem eigenen Volke den Feind; sie sieht

„Feinde ringdum,“ weil sie selbst der Feind aller geschichtlichen Freiheitsentwicklung ist.

Sie muß daher das Unmögliche wollen — **die Geschichte tödten!**

Alle unsittliche Regierungen, sobald sie zur Herrschaft gelangen, jagen diesem Phantome nach, wenn auch die Offenherzigsten sich eingestehen, daß sie ihre Aufgabe nur für eine Spanne Zeit erfüllen können und denken: *Après nous le déluge!*

Die Unsittlichkeit ist der Charakter aller Restaurationsperioden; sie ist das Brandmal unserer Tage.

Die Restauration sagt von sich: *Nous ne voulons pas la Contre-Revolution, mais le contraire de la Revolution;* und indem sie den Charakter der Revolution in die Gewaltthatigkeit, als den Widerspruch des Rechts setzt; verfährt sie ihrem eigenen unsittlichen Charakter gemäß mit einer Gewaltthatigkeit, welche keine Schranke des Rechts anerkennt, so wenig als eine Schranke der Ehre.

Der schamloseste Länder- und Völkerschacher, die brutalste Kränkung nationalen Rechts, die rücksichtsloseste Verachtung aller Gesetze der Humanität war in Restaurationszeiten immer am meisten im Schwunge.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn jetzt wieder Gerüchte von einer heiligen Allianz auftauchen, deren „Heiligkeit“ hinreichend durch den russischen Ursprung stigmatisirt ist; wenn wir von neuen Theilungsplänen und Mediatifirungen, von einer europäischen Verschwörung gegen die Schweiz reden hören.

Solche Gerüchte sind nicht bloß das Wild, welchem der Bierhaus-Politiker, Nase im Winde, die Fährte abläuft; sie bezeichnen eine wirkliche Gefahr, weil sie aus der Consequenz der Dinge abgeleitet sind, abgesehen davon, daß unsere, allem Geheimniß abholde Zeit, selbst den Schleier diplomatischer Geheimnisse zu lüften versteht und auch diese Pläne zum Theil schon dem offenen Markte denuncirt hat.

Kann uns aber diese Gefahr schrecken? Wir glauben nicht.

Es ist wahr: Das Volk ist überall vom Mitrathen entfernt, und nur auf das Mit-

leiden beschränkt, sein Wille gilt nichts im Rathe der Gewalt, es ist desorganisirt und nur noch ein Regierungsobject, mit welchem man nach Belieben operirt und experimentirt.

Es ist eine Beute der „glücklicher situirten Minderheit“ geworden.

Aber die gewaltigen Pläne der Restauration können sich eben nicht vollführen, ohne gerade die Massen auf den Schauplatz der Geschichte zu führen, nicht — ohne deren Gut und Blut in Anspruch zu nehmen. Und heißt das nicht zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen, welches in baarem Widerspruche mit dem vorgesezten Zwecke steht?

Nur die Freiheit, weil sie das vernünftigste Gesetz ist, vermag ohne ihre eigene Gefahr die Völker in Gährung zu bringen, nicht die kleinen Zauberlehrlinge, welche noch immer die Bannformel vergessen haben, wenn ihnen die Fluth zu Kopfe wuchs.

**Hebe und Charis.** Gedichte von Ad. Th. S. Frisße. Leipzig (Herm. Frisße) 1849. 191 S. kl. 8.

„Unter den Waffen schweigen die Musen.“ ist ein altes Sprichwort. Und doch scheint die schönste der Schönen, die Poesie, unter allen ihren Schwestern am wenigsten furchtsam und nicht so gar schüchtern zu sein, als daß sie sich nicht im Feldlager umsehen oder sich treuherzig unter die Krieger mischen und mitten in ihren Abenteuern wohlgefallen sollte. Allein die jüngste Vergangenheit hat weder große Kriegslieder gezeugt, noch hat die lyrische Poesie ihre romantischen Abendstunden gefeiert. Um so freudiger begrüßen wir „Hebe und Charis“ und heißen sie herzlich willkommen. Sie bringen in das spannende und oft sinnlose Politisiren, welches leider auch die Frauen nicht selten fieberhaft ergriffen hat, eine gar liebe Gabe des Edlen und Schönen, an dem sich das Herz erquickern und stärken kann. Die Zierde, der

Ruhm, der Vorzug des deutschen Volkes war von Alters her ein ächter Familiengeist. Mit diesem nährten die Mütter ihre Kinder; an diesem erwachsen die Söhne zu kühnen Helden, erblühten die Töchter zu keuschen Jungfrauen. Aechter Familiengeist war Quell und Schirm ächten Nationalgeistes. Zu männlicher Thatkraft erziehen schon die Muster der Alten, Griechen und Römer; die edleren Tugenden und jede höhere Lebensentwicklung strebte das christliche Deutschland an. Classisches Alterthum und evangelische Begeisterung sind auch die Schule gewesen, in welcher sich unser Dichter herangebildet hat. Sein Werkchen zerfällt in drei Bücher. Jugendlust und Jugendkraft trägt ihre Erstlingsopfer zunächst dahin, wo sie in der Wiege selbst gepflegt worden ist, in das Vaterhaus. Darum singt das frohe Herz in dem ersten Liede:

Gönne dem Kinde,  
Wenn ich als Kind  
Zum Angebinde Blumen dir winde.  
Blumen und Blüthen im Dichtergarten  
Hunderte sproßten von allen Arten.  
Jeglicher wähnet seine die beste:  
Aber der Ruhm hält eine nur feste,  
Umstrahlt von Kindesliebe,  
Umstrahlt von Kindesstreue,  
Die knickt kein Decemberwind.

Geheimnißvolles Naturverständnis eint sich im Dichter mit inniger Lieblichkeit, wie sie uns in „Winterblumen“ und „an Sie“ (S. 89) anmuthig entgegenhaucht. Wir geben das Letztere wieder:

Noch eh' ich Dich gesehen,  
Warst Du schon meine Braut,  
Wie muß ich Dich erst lieben,  
Nun Dich mein Auge schaut?

Dich soll das Auge schauen,  
Bis daß das Auge bricht,  
Und fern selbst an Dir hangen  
In Liedes Zauberlicht.

In Liedes Zauberlichte,  
Wie Du es selber sangst,  
Da Seele Du im Liede  
In meine Seele drangst.

Mit gesunder Innigkeit, frei von nebelndem Sentimentalisten besingt der Dichter die Liebe,

Mädchenliebe, Frauenliebe, Mutterliebe, die über Alles geht.

Aus der Mutterliebe Bogen  
Bauet sich der Regenbogen,  
Der das Kind zum Himmel zieht. (S. 176.)

Dergleichen enthält die Sammlung noch vieles Treffliche. Drollige Einfälle und scherzhafte Schwänke halten sich in den Schranken der Sitte und des Anstandes. Die reiche Gedankenfülle ist Meisterin ihrer Formen, und bewegt sich in freiem Schwunge, nicht selten in so musikalischer Weise, z. B. in dem „Wanderlied“ (S. 32) und „Dieses Glas den Holden“ (S. 39), daß sie zur Composition sich von selbst empfehlen. Als gelungene Ausführung einer guten Idee verdient die „Hundertjährige Kirchweih“ genannt zu werden.

Dagegen ist es ein sonderbarer Einfall, in eine deutsche Gedichtsammlung auch drei kleine lateinische Lieder einzureihen. Den Jungfrauen aber, welche Poesie lieben und sich diese Gedichte anschaffen, wird es nicht an Gelegenheit fehlen, sich die Geheimnisse fremder Zunge in faßlicher Weise, wenn auch nicht öffentlich, doch mündlich wiedergeben zu lassen. Und wir zweifeln nicht, daß, wo nicht zugleich den Uebersetzer, sie doch bestimmt den Dichter zu lieben anfangen werden.

Kindesliebe, Frauenliebe, deutsche Liebe zum heimischen Heerde wollen wir in unsere verdorrten Tage der Lieblosigkeit mit hineinnehmen und dem Dichter nachsingen (S. 61):

Schwarz der Glaube, roth die Liebe.  
Schwarz, roth und gold,  
Euch bin ich hold!

Gold strahlet zum Glanze und Ehren!  
Und weget der Glaube zum Kampfe das Schwert,  
Und schirmt die Liebe den heimischen Heerd,  
Dann reifen die Aehren der Ehren!

Die Herrlichkeit  
Der alten Zeit

Muß wieder ins deutsche Land kehren.

Auch elegante Ausstattung und billiger Preis reden ihr Wörtlein zur Empfehlung.

Dr. G.

### Nur keinen Stein!

Werft keinen Stein auf Jene, die gefallen,  
Der Mensch ist schwach, Versuchung über Allen;  
Vielleicht hat Euch nichts mit der Welt ent-  
zweiet,

Vielleicht das Glück nur Euch vom Fall be-  
freiet —

Nur keinen Stein!

Habt denn auch Ihr in ruhelosen Stunden  
Der Kränkung Qual, des Mangels Pein em-  
pfunden;

Empfandet Ihr bei leicht bewegtem Blute  
Der Willkür Druck, den Hohn vom Ueber-  
muthe —

Nur keinen Stein!

Kennt Ihr der Meinung magische Gewalten,  
Durch keine Macht im Sturme aufzuhalten,  
Die Den, der nicht zum Opfer sie kann bringen,  
Daß er ihr Opfer werde, weiß zu zwingen —  
Nur keinen Stein!

Ihr seht die That, doch auch des Thäters  
Schmerzen?

Habt Ihr gelesen auch in seinem Herzen?  
Er fiel — allein er hat wohl auch gestritten;  
Er hat gefehlt, doch hat er auch gelitten —  
Nur keinen Stein!

Und müßt mit Abscheu wenden Ihr die Blicke,  
So wendet sie zu Besseren zurücke;  
Kann nicht durch Euch ein kaltes Herz er-  
warmen,

So gebt es auf, ja nehmt ihm selbst Erbarmen —  
Nur keinen Stein!

Der Stein, den Ihr geschleudert auf den Sünder,  
Er fällt auf Euch, vielleicht auf Eure Kinder,  
Man fragt Euch vor des höchsten Thrones  
Stufen:

Wer hat zu And'rer Richter Euch berufen? —  
Nur keinen Stein!

Als reuerfüllt, mit flehender Geberde,  
Das Weib gekniet vor dem Herrn der Erde,  
Und als der Herr, sie All' betrachtend, fragte:  
Wer wirft zuerst? — Wer war es, der es  
wagte? —

Nur keinen Stein!

Deinhardstein.

### Narren-Seligkeit.

Mel. Einst spielt ich 2c. 2c. (Aus: Czar und  
Zimmermann).

Es spielen mit Völkern gewaltige Herrn;  
Versprechen gar Vieles und halten nicht gern.  
Wenn's Feuer der Wahrheit 'mal revoltirt,  
Fleh'n Krämer um Nachtlicht — das wird  
octroyirt.

Kluge macht's rasend vor Aerger und Pein —  
O selig, o selig ein Narre zu sein! —

Daß uns der Schlummer der Seligkeit macht,  
Werden wir Alle zu Narren gemacht.  
Freiheit und Volksglück — erbärmlicher Schund!  
Nichten nur Actien und Course zu Grund.  
Coupons und Gehorsam — Constabler —  
Nicht schrei'n! — —

O selig, o selig, ein Narre zu sein! —

Dem, der geschlafen, sich immer geduckt,  
Bunt aus dem Knopfloch ein Bändchen ein-  
guckt.

Wenn ihn am Sonntag die Mutter gebar,  
Wird er als Jubelgreis Hofrath sogar.  
Lacht ihm das Glück, kriegt er Eichenlaub  
drein — —

O selig, o selig, ein Narre zu sein.

J. Laßler.

## F e u i l l e t o n .

**Berlin.** Herr von Hinkeldey, unser  
geschätzter Polizei-Präsident, hat von einer De-  
putation der geachteten Einwohner der Schön-  
hauser Allee, derselben, wo jene denkwürdige  
Ausgrabung des antiken Pferdes aus dem  
Koth stattgefunden hat, die schmeichelhafte Ein-

ladung erhalten, sich durch eigenen Augenschein  
„von der Unerläßlichkeit einer Verbesserung des  
Weges zu überzeugen.“ Als einen sehr triftigen  
Grund hat die Deputation angeführt, „daß  
namentlich jüngere Kinder bei durch-  
aus schlechtem Wetter oft auf Wochen

deshalb vom Schulbesuch abgehalten werden.“ Ein merkwürdiger Ort, dies Berlin, da ereignet sich fünfhundert Schritt vor dem Thore etwas, das sonst nur in den schlesischen Gebirgsgegenden vorzukommen pflegt. Wir würden vorschlagen, auf der Höhe der Schönhauser Allee ein Hospitium auf Aktien zu bauen, um Wanderern und verfunkenen Kindern zu Hilfe zu kommen.

\* \* Welches ist das theuerste Fleisch im deutschen Lande? Das Sitzfleisch, zum Exempel im Landtage kostet es täglich 3 Thaler, und das ist gewiß viel für's bloße Sigen.

**Breslau.** Im Musiksaale der Universität las Prof. Dr. Griepenkerl sein Drama Robespierre. Es hatte sich eine zahlreiche Zuhörerschaft eingefunden. Der Autor liest mit volltönender Stimme, die oft wie ein Wasser- oder Lawinen-Sturz rollt. Er legt Kraft und Gluth in seine Rede und weiß die einzelnen Personen durch den in ihrer Redeweise sich kundgebenden Charakter zu unterscheiden. Das Hauptverdienst der Dichtung beruht in ihrer Einfachheit, in ihrer Wahrheit. Es ist aber nicht die nackte Wahrheit roher Kraft. Poesie und Kunst haben die nackten Formen zur Schönheit erhoben, die Rohheit veredelt, ohne daß die Kraft dabei verloren ging. All die gewaltigen, tobenden, rasenden, selbstsüchtigen, schwärmenden, eifrigen, geistesstarken, tollern und närrischen Menschen und Menschlein, wie sie die Revolution an die Tagesordnung bringt, sind in ihren Haupttypen im Drama Robespierre vorgeführt. Wir sehen auch hier die Schwächen und den Egoismus, wie wir sie in verknechteten Krüppelgestalten der Reaction finden. Aber die Auswüchse der Freiheit sind Knorren an einem Stamme; während die hervorragenden Erscheinungen der Reaction nur als bunte aufgeschwollene Pilze, stolz zwar, erscheinen, aber immer ohne Kern sind, und nur von Kindern und Blödsinnigen für groß gehalten werden. Es ist unserm Griepenkerl gelungen, zu zeigen, wie groß der Mensch in der Freiheit, groß dann selbst in seinen Verirrungen. Nirgends ist hierbei die Absichtlichkeit erkennbar. Es ist so, weil der Dichter den Beruf hatte, Menschen und Zustände, wie sie waren und sich kundgaben, zu schildern, weil seine Charaktere nicht in Dunst aufgehen, wie die geschwägigen Phrasenhelden närrischer Pseudo-Dichter, sondern mit dem vollen Leben auch ihre ganze Eigenthümlichkeit behalten. Darum verschwimmen auch

die Charaktere nicht in einander. So schöne Aufgaben für den Darsteller hier hingestellt sind, so werden sie diesem nicht schwer, weil jede Gestalt so naturtreu, in so sichern Umrissen von dem Dichter gezeichnet ist, daß der Darsteller nur nichts vergreifen darf, um das Rechte zu thun. — Wir müssen Griepenkerl's Robespierre ein dramatisirtes Stück Weltgeschichte nennen. Es beginnt und schließt, weil der Dichter sich so und so viel für seine Rahmen bestimmt hatte. Es können noch manche Vorspiele und Nachspiele dazu gedichtet werden. Möchte dies Griepenkerl mit gleichem Talente gelingen! Darum aber müßte das Drama den Titel führen: Eine Scenenreihe aus der französischen Revolution. Es ist keine Tragödie: Robespierre. Dieser ist nur zur Zeit der erste Held in dem Drama der Revolution. Den Dichter trifft damit kein Vorwurf. In Zeiten, da die Menschheit ihr Recht fordert, kann kein Einzelner als Kern oder als Focus der Weltgeschichte erscheinen. Daß Griepenkerl, während er eine Tragödie: Robespierre beabsichtigte, ein großes Bild einer Revolutionsepöche vollendete, auf dem Robespierre nur eine der hervortretenden Figuren ist, beweist, wie klar ihm die Geschichte geworden. Danton fällt, weil er verkohlt, Robespierre fällt, weil er verdorrt ist. Von dem Wogengebrause der Revolution wird alles Todte, Alles, was dem freien Laufe störend, als nutzlos, vernichtet ausgeworfen. Der Despotismus, der dieses naturgemäße Wogenbrausen dämmen will, der Despotismus, welcher nichts ist, als die Selbstsucht, feststehend auf dem Niedestal des Knechtthums und aufrecht gehalten durch die Gewalt, bildet für das Drama den Gegensatz der Revolution. In dieser läßt die große Zeit den Helden klein erscheinen; in dem Despotismus, der nur durch die Zämmlichkeit der Zeit, oder der Menschheit möglich, welche die Zeit macht, erscheint derjenige hervorragend, welcher als Despot diese Menschheit zertritt und verhöhnt. Wäre Robespierre im Kampfe gegen den Gegensatz, gegen die Despotie, gefallen, dann würde sein Heldentod über die Größe der Zeit hervorragen. Allein er fällt, weil er dem freien Blicke der Revolution ein Dorn im Auge; sie reißt ihn aus und wirft ihn verächtlich von sich. Die Dichter werden immer mehr und mehr Zeiten-Tragödien zu schreiben haben. Vor der Autokratie der Kritik bestehen keine einzelnen Helden mehr, eben so wenig wie vor dem Heißhunger des Publikums. Die großen Charaktere sind von den Dramatikern bereits vergriffen. Auf denn! Ihr, denen die Kraft

geworden, führt die Kämpfe einzelner Zeitabschnitte dramatisch vor. Es ist dies auch ganz im Geiste der Gegenwart: statt daß sonst die Helden in der Zeit untergingen, ist vor unsern Augen eine große Zeit durch ihre sogenannten Helden verloren gegangen. Nicht die Tragödie allein, auch die Komödie sollte von dieser Massenhaftigkeit Nutzen ziehen. Ein Talent könnte sich die Aufgabe für ein Trauerspiel stellen: Die Kammer im Jahre 1848; dagegen wäre ein kostbarer Stoff zu einer Komödie, wenn sie für das Land auch nur eine Tragikomödie: Die Kammern im Jahre 1849 und 1850.

J. Lasker.

**Frankfurt a. M.** Am 11. Februar wurden auf der hiesigen Bühne „Die Schwestern von Prag“ gegeben. Krispin, der Schneider, sang als Kakadu ein ganz neues Lied, das die deutschen Zustände schildert. Der Schneidergeselle kam nach einer Wendung des Liedes in Erfurt an, um dort in dem Parlamente mitzuflicken, erhielt aber die Antwort: „Komm nach zwei Jahren wieder her, so machen wir dich gar zum Pair!“ — Diese Strophe erregte außerordentlichen Beifall, wenn auch nicht von Seiten der anwesenden preussischen Bedienten. Man glaubt, daß künftig diese Strophen dem Schneider Kakadu gestrichen werden dürften.

**Hamburg.** John Heinrich Schröder hat bei Lebzeiten von seinem allerdings großartigen Vermögen eine volle Million Mark Banko wohlthätigen Zwecken bestimmt. Diese bestehen in der Errichtung von 50 Freiwohnungen, in der jährlichen Unterstützung der Inhaber derselben mit 300 Mark, wozu die eine Hälfte jener 500,000 Thaler bestimmt ist. Die andere Hälfte soll verschämten Armen zu Gute kommen. Servile Blätter nennen dies „königlich.“ Mir erscheint es echt anti-königlich — rein menschlich.

**Serat.** Serat hat den Beinamen: Stadt der hunderttausend Gärten; man geht dort in die Gärten, um die köstlichsten Aprikosen und Birnen zu essen, so viel es beliebt; bei dem Ein- und Ausgehen wird man gewogen, und nach der Differenz, die sich ergibt, bezahlt der Gast.

**Kamtschatka.** In Kamtschatka ist die Kälte so streng gewesen, daß der russische Gouverneur sich genöthigt sah, seinen gewöhnlichen Wohnsitz in Peter und Paul zu verlassen und sich unter die Erde zurückzuziehen. Ein Wohnsitz, wohin sich alle Tyrannen zurückziehen könnten. Er hat nämlich einen unterirdischen

Balast, Tschewskoi genannt, welcher 20 Metres tief liegt, für 200 Personen bequem eingerichtet ist und durch immerwährendes Lampenlicht erleuchtet wird. Die reicheren Privatleute haben ähnliche Winterwohnungen; indessen wird es selten so kalt, daß sie in denselben Zuflucht suchen.

**Labrador.** Während des Winters leben die Eskimos in aus Schnee gebauten Hütten. Man kann sich das Elend denken, welches sie zu einem solchen Material greifen ließ. Der Schnee bietet indeß nicht allein Schutz gegen die Rauheit des Wetters, sondern er ist auch fester als Stein oder Holz. Die Operation erfordert Erfahrung und Kenntniß und eine Hütte wird immer von zwei Männern erbaut, von denen einer außen, der andere innen arbeitet. Man schneidet zuerst aus gefrorenem Schnee viereckige Würfel, größer als unsere Ziegelsteine, sie sind zwei Fuß lang, zwei Fuß breit und haben acht Zoll Stärke; diese werden durch Wasser, welches sofort gefriert, verbunden. Zu den Fenstern nimmt man klares, nicht allzu starkes Eis, durch welches das Tageslicht fällt. Rings an den Wänden läuft eine aus Schnee geformte Bank, welche zum Sitzen und Schlafen dient und mit Fellen bedeckt ist. Das Innere der Hütte ist domartig gewölbt, sie hat 10 oder 12 Fuß im Durchmesser und ist 8 Fuß hoch. Bisweilen leben zwei oder drei Familien in einem Gebäude, doch hat dasselbe dann kleine Nebenzimmer, während man gemeinsam im Hauptzimmer schläft. Am Tage steht die Hütte auf, des Abends schließt man sie durch Eisschollen.

**London.** Der Lordkanzler Rothington litt sehr viel von der Gicht, und als er sich einst vor Schmerz auf dem Wollsaack im Oberhause kaum zu halten vermochte, sagte er: „Hätte ich gewußt, daß diese Beine einmal den Lordkanzler von England tragen sollen, so hätte ich in meiner Jugend mehr Rücksicht auf sie genommen.“

**Paris.** Vor Kurzem kam der Sohn eines reichen Handelsmannes von Bordeaux nach Paris, um seine juridischen Studien zu beginnen. Er hatte einen Brief seines Vaters für einen seiner Freunde, Hrn. D. . . ., bei sich, der, ehemals ein höherer Beamter, sich seit den Februarereignissen in eines jener alten Hotels der Insel St. Louis zurückgezogen hatte. Der Notar und der Handelsmann waren von Jugend auf innige Freunde; daher hatte letzterer keinen Anstand genommen, seinen Sohn dem Freunde auf das Wärmste zu empfehlen. — Der erste

Gedanke des jungen Studenten bei seiner Ankunft in Paris war, sich zu Hrn. D. . . zu begeben; allein er suchte vergebens nach seinem Empfehlungsbrieft. Er glaubte, ihn beim Oeffnen der Briefftasche unterwegs verloren zu haben, machte sich aber keinen großen Kummer über diesen Verlust, weil er nur an seinen Vater zu schreiben brauchte, um mit umgehender Post eine Abschrift desselben zu erhalten. Indessen erhielt Hr. D. . . an demselben Tage den väterlichen Brief, welchen ihm ein junger Mensch von ausgezeichneten Manieren überreichte. Er nahm diesen jungen Menschen mit lebhafter Herzlichkeit auf, behielt ihn beim Essen und sagte ihm zuletzt, er könne ihm kein größeres Vergnügen machen, als wenn er dieses Haus als das seinige betrachte. Dieser junge Mensch schien ganz entzückt; er nahm das ihm gemachte Anerbieten an und versprach beim Fortgehen, morgen wieder zu kommen. Er kam in der That noch vor 8 Uhr Morgens, und der Diener sagte ihm, während er ihn ganz wie einen Hausgenossen empfing, Hr. D. . . sei noch im Bette. „Wachen Sie ihn ja nicht, ich bitte Sie darum,“ antwortete der Student; „ich habe einige Briefe zu schreiben, und ich werde es thun, bis Hr. D. . . erwacht.“ Der Diener, welcher Tags zuvor Zeuge von dem Empfange des jungen Menschen gewesen, zauderte nicht, ihm das Arbeitscabinet seines Herrn zu öffnen. Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er, mit mehreren Briefen in der Hand, heraus, die er auf die Post legen wollte, wie er sagte. Allein der Rest des Tages verstrich, ohne daß er sich blicken ließ. Gegen Abend bemerkte Hr. D. . ., daß er um eine namhafte Summe bestohlen war. Es war kein Zweifel, der Dieb war kein Anderer als der junge Bordolenser. Hr. D. . . war aufgebracht; allein aus Rücksicht der langen Freundschaft mit dem Vater stellte er keine Klage an. So standen die Sachen, als drei Tage nachher der wirkliche Student von Bordeaux ein Duplikat des Briefes seines Vaters erhielt. Er ging sogleich nach der angezeigten Adresse und verlangte Hrn. D. . . zu sprechen. „Der Herr ist ausgegangen,“ antwortete man ihm; „er speist anderwärts, und der Diener ist auch abwesend.“ Der junge Mensch trat in die Loge des Portiers, verlangte Feder und Papier und schrieb seinen Namen: Julius N. . . aus Bordeaux. „Mein Herr, heißen Sie ganz gewiß Julius N. . .?“ fragte der

Portier, als er den Namen von der Hand des jungen Menschen erhielt. — „Wie! ob ich ganz gewiß so heiße?“ — „Es scheint mir doch, Sie seien größer und nicht so braun.“ — „Der Mensch ist betrunken oder ein Narr,“ sagte der junge Mann und ging auf die Hausthüre zu; aber diese öffnete sich nicht für ihn, sondern der Portier packte ihn und rief um Hilfe. So wurde er bis gegen Mitternacht in Haft behalten, wo Hr. D. . . nach Hause kam, und alle seine Protestationen halfen Nichts, bis dieser, den man von dem wichtigen Fang in Kenntniß setzte, den begangenen Irrthum erkannte, aber auch die Ueberzeugung von dem frechen Betrug erhielt, dessen Opfer er geworden war.

\* \* Gretry ging einst mit einem Freunde spazieren, ein Bettler sprach ihn um ein Almosen an. Er gab ihm alles Geld was er bei sich hatte, und sagte zu seinem Begleiter: „Wenn ich einen Bettler sehe, so ist mir's, als ob ich eine falsche Note hörte.“

**Stolpe.** In Stolpe in Hinterpommern wurde unlängst von der Schauspielertruppe des Herrn Bröckelmann die Posse „Heymann Levi in Meseritz“ gegeben und zwar zum Benefiz zweier beliebter Schauspieler. Ein dortiger Einwohner, Namens Kniebusch und seines Zeichens ein Grobschmied, wurde unter der Benennung „Theaterfreund“ auf dem Theaterzettel als Heymann Levi angekündigt und veranlaßte einen außerordentlichen Zulauf von Zuschauern. Sein Spiel war für einen Dilettanten gut genug, obwohl es für einen Schauspieler von Fach ein sehr mittelmäßiges gewesen wäre, aber es hatte doch den Erfolg, daß er am Schlusse mit wüthendem Applaus hervorgerufen wurde. Der Vorhang geht auf, der Grobschmied macht seine Verbeugung mit der Anrede: „hochzuverehrendes Publikum! (Souffleur, helfen Sie mir, was soll ich sagen?)“, als plötzlich eine freischende Stimme aus dem Parterre ertönte: „Du sollst Dir wat schämen, geh' nach Haus an Deinen Ambos, Du Ludrian! dat is besser als Schauspieler!“ Diese öffentliche Zurechtweisung kam von des Grobschmieds Ehefrau und hatte zur nächsten Folge, daß dieselbe mit merkwürdiger Hast und dem Kopfe zuerst zur Thüre hinausbalancirt wurde. Kniebusch soll seiner Frau übrigens Folge geleistet, aber in unglücklicher Verwechslung sie selbst für den Ambos gehalten haben.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

In Commission der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede.